



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bleibendes und Vergängliches in der Kriegsführung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Gesamteinwanderung ist also von 216659 Personen im Jahre 1891 auf 12447 im Jahre 1904 herabgegangen, und der Hauptteil sind Südeuropäer, die auf Kosten des Staates São Paulo als Plantagenarbeiter nach der Kaffezone von Santos gingen. Die deutsche Einwanderung sank von 5285 Seelen im Jahre 1891 auf 88 Seelen im Jahre 1900 und wäre so geringfügig geblieben, wenn nicht Herr Dr. Herrmann Meyer in Rio Grande do Sul und ganz besonders die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft in Santa Catharina durch ihre Unternehmungen und Siedlungen dem gänzlichen Versiegen der Einwanderung vorgebeugt hätten. Die Arbeit dieser beiden kolonisatorischen Unternehmungen ist gleichwohl undankbar genug geblieben, denn die Zahl der Personen, die sich wirklich in deren Siedlungen niedergelassen haben, ist noch geringer als die schon so geringe Zahl der deutschen Einwanderer.

Übrigens ist es interessant, zu vernehmen, daß sich allen vorliegenden Berichten zufolge eine feindselige Stimmung der riograndenser Bevölkerung gegen das Deutschtum nicht feststellen läßt. Die ganze Landbereinigung und die sie begleitende Deutschenhege sind also auf Rechnung einer Anzahl Nativisten zu setzen, die in den Repartitionen der Staatsregierung maßgebenden Einfluß ausüben. Die ausgeraubten Kolonisten sind, wie schon erwähnt worden ist, durchweg Deutschbrasilianer, d. i. meist geborne, teilweise naturalisierte Landesbürger. Das Deutsche Reich, die deutschen Konsulate konnten und können also nichts für die Leute tun. Die reichsdeutsche Presse aber wird nicht verfehlen, sich der geschädigten Sprach- und Stammgenossen anzunehmen und das raublüchtige Beamtengelichter, das sie um ihre sauer erworbenen Ersparnisse bringt, der Verachtung der Welt preiszugeben.



Bleibendes und Vergängliches in der Kriegsführung



Is die russischen Waffen jüngst in der Mandschurei fortwährend vom Unglück verfolgt wurden, sind mit Recht neben vielem andern auch die fehlerhaften Anschauungen über Kriegsführung im großen und die veraltete Taktik als Ursachen bezeichnet worden, die den Niedergang der stolzen Kriegsmacht des Zarenreichs verschuldet haben. Wo immer eine Armee auf den Schlachtfeldern unterlag, ist die Ursache neben fehlenden moralischen Eigenschaften, innern Schäden und schlechter Bewaffnung in der mangelhaften Schulung der Führer und der Truppe zu suchen, so 1870 bei den Franzosen, 1866 und zum Teil auch 1859 bei den Österreichern, so vor allem 1806 bei der preußischen Armee. Über diesen ihren einzigen unglücklichen Waffengang, der jetzt um hundert Jahre zurückliegt, sind kürzlich zwei Veröffentlichungen von großer Bedeutung erschienen. General der Infanterie

Freiherr von der Goltz hat eine Neubearbeitung seiner 1883 erschienenen Schrift: „Roßbach und Jena“ herausgegeben, und die Kriegsgeschichtliche Abteilung II des Großen Generalstabs hat unter dem Titel: „1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsergebnisse“ die wichtigsten Akten der nach dem Kriege eingesetzten Immediatuntersuchungskommission veröffentlicht.

Die Skizze „Roßbach und Jena“ ist von ihrem Verfasser nunmehr zu einem Buche ausgestaltet worden, das unter dem Titel: „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt“ eine Darstellung der gesamten hierin einbegriffenen Zeit enthält. Das Bild der alten preußischen Armee ist durch einen Überblick über die Feldzüge zwischen dem siegreichen Siebenjährigen und dem unglücklichen Kriege vervollständigt worden. Die Armee und alle Gebildeten unsers Volkes schulden dem General von der Goltz Dank dafür, denn die geschichtlich treue erweiterte Studie gewährt dem Leser in weit höherem Maße einen Einblick in die Verhältnisse des alten Staats und seiner Armee, als es ehemals die knapp gehaltene Skizze vermochte. Das Buch enthält eine ernste Mahnung auch für unsere Zeit, indem es nachweist, daß die ganze Entwicklung des gesamten preußischen Staats- und Volkslebens gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und nicht eine einzelne Erscheinung, nicht der Zustand der Armee das Unheil heraufbeschworen hat. Möchten wir davor bewahrt bleiben, daß die Worte des Verfassers auch auf uns einmal Anwendung finden: „Ein alles erschütternder Schlag mußte kommen, um Regierung und Volk aus einem Dämmerzustande aufzurütteln und dem Staatswesen ein neues Leben einzuhauchen.“ Die Gründe, die zu der Katastrophe von Jena führten, faßt General von der Goltz zum Schluß in die nicht minder beherzigenswerten Worte zusammen: „Nicht junkerlicher Übermut und aristokratische Verstocktheit führten Preußen von Roßbach nach Jena und Auerstedt, sondern die schwächliche Politik eines Friedens um jeden Preis, selbst um den der nationalen Ehre, die verkünstelte Auffassung der Kriegführung, die Einwirkung des in leichter Aufklärung, falscher Humanität, Genuß- und Selbstsucht entarteten Zeitgeistes auf das Heer, das des Kriegsfeuers entbehrte und friedensfelig geworden war, dessen gedrückte Lage und die Scheu, im Kriege die sich anbietenden Mittel rücksichtslos zu gebrauchen, ferner die Zurückhaltung des Königs, die Sorge, dem Lande zu mißfallen oder es zu belasten, die aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit entsprungene übertriebene Sparsamkeit, endlich eine Pietät für die Vergangenheit, die sich auf äußerlichkeiten richtete, nicht auf das Wesen der Sache, und die allmählich das Urteil trübte.“

Die Veröffentlichung des Generalstabs gewährt uns einen tiefen Einblick in die Stimmung eines geschlagenen Heeres und die verderbliche Wirkung der Massenjuggestion. Keine andre Armee besitzt auf diesem Gebiet etwas ähnliches. Man muß die ergreifenden Schilderungen der Augenzeugen der großen Katastrophe, insbesondere des damaligen Majors von der Marwitz, nach-

lesen, wenn man die Kriegseignisse von 1806 mit ihren unheilvollen Folgen verstehen will. Sowohl aus dem in knapper und schöner Sprache geschriebenen Text, der den Urkunden vorangestellt ist, wie aus den abgedruckten Akten der Tribunale erkennt man, welche Tüchtigkeit und welcher sittliche Ernst dem vielgeschmähten Offizierkorps des Unglücksjahres eigen waren. Es konnte ja auch nicht anders sein, denn nur so erklären sich die Siege von 1813, zu denen dasselbe Offizierkorps wenig Jahre später Preußens Heer und Volk geführt hat. Nur echte deutsche Gewissenhaftigkeit, wenn man will, preussische Pedanterie konnte in solcher Weise, wie es hier geschehen ist, den Ursachen des Mißgeschicks bis ins einzelne nachgehn. Es ist bei den Untersuchungen unter den erschwerendsten äußern Umständen in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ungeheure Arbeitslast bewältigt worden. Allen voran bewies König Friedrich Wilhelm der Dritte in seiner gewissenhaften Weise, wie ernst es ihm um die Sache war.

Würdiger und zugleich gewichtiger als es durch dieses Werk des Generalstabs geschieht, konnte den Verdächtigungen, die, anknüpfend an die Ereignisse des Jahres 1806, von der Armee feindlichen Kreisen auch jetzt geübt werden, nicht begegnet werden. Daß diese Kreise eines bessern belehrt werden könnten, glauben wir freilich nicht, denn sie widersetzen sich dem absichtlich. Die beiden erwähnten Werke ergänzen einander vortrefflich, sie geben uns vereint ein Bild der alten Armee, wie es getreuer nach hundert Jahren nicht gezeichnet werden kann. Sie zeigen andrerseits den Zusammenhang zwischen der friederizianischen und der durch Scharnhorst reorganisierten Armee. Ein Gegensatz zwischen beiden ist in so hohem Maße, wie vielfach behauptet worden ist, gar nicht vorhanden gewesen. Ganz abgesehen davon, daß das Offizierkorps von 1813 dasselbe war wie das von 1806, ist Scharnhorst, so gewiß er der Organisator des Volkes in Waffen war, keineswegs der Milizschwärmer gewesen, als der er von der sozialdemokratischen Seite immer ausgegeben wird. Scharnhorst hat immer nur eine Miliz neben dem stehenden Heere, zu dessen Verstärkung und für Kriegszwecke zweiter Ordnung, nicht an Stelle des stehenden Heeres befürwortet. Auch die Landwehrorganisationen von 1813 waren in diesem Sinne gedacht. Sie entsprangen dem Gebote der Not ebenso wie die Einrichtung der Krümpers, der nach flüchtiger Ausbildung beurlaubten Mannschaften. Dieses sogenannte Krümpersystem hat übrigens in den fünf Jahren von 1808 bis 1812 die Kriegszentrale von 100000 Mann, mit deren Hilfe es 1813 möglich wurde, die Armee mit einem Schlage zu verdreifachen, nicht schaffen können, sondern die Kriegszentrale bestand überwiegend aus Mannschaften, die ihre Ausbildung noch in der alten Armee erhalten hatten.

Die beiden neuesten Veröffentlichungen über den unglücklichen Krieg vor hundert Jahren bestätigen durchaus die Auffassung, daß der Hauptgrund der Niederlagen im freien Felde doch eigentlich darin zu suchen ist, daß die überkommene Kriegsweise des achtzehnten Jahrhunderts vor der neuen Napoleons,

des Schöpfers des modernen Krieges, versagte. Es ist immer viel von der Verblendung des damaligen preußischen Offizierkorps die Rede gewesen, und sie wird auch dem heutigen immerfort noch vorgehalten, nicht um es zu ernsthafter Selbstprüfung aufzufordern, sondern um es zu schmähen. Eine gewisse Verblendung ist damals allerdings vorhanden gewesen, aber will man gerecht sein, so muß man das im Menschen vorhandne Beharrungsvermögen gebührend berücksichtigen. Die Lehre, die das Beispiel von 1806 bietet, liegt denn auch weniger in der Warnung vor Überhebung als in der Mahnung, sich dauernd eine gesunde Anpassungsfähigkeit zu erhalten. Welchen Nutzen solche gewährt, haben uns neuerdings die Japaner bewiesen. Es ist gewiß ein schönes Ding um gute Traditionen, und sie sind unentbehrlich für das feste Gefüge, dessen eine Armee bedarf; auch die Japaner halten die Überlieferungen ihrer ritterlichen Samuraigeschlechter hoch, aber dort, wo die Tradition nicht lebendig fortgebildet wird, wo sie, wie in der preußischen Armee von 1806, der Starrheit verfällt, ist sie vom Übel.

Diese Starrheit stand damals jedoch in engem Zusammenhange mit dem ganzen Aufbau des Staats und mit der Art der Heeresergänzung. General von der Goltz zeigt, wie diese Armee nicht nur äußerlich glänzend war, sondern daß auch reges geistiges Leben in ihrem Offizierkorps herrschte. Er betont, daß gerade in der Verborgenheit der Ursachen des Zusammenbruchs eine ernste Warnung liege. Geistige Schulung war tatsächlich im damaligen preußischen Offizierkorps weit mehr vorhanden als im französischen. Dort aber hatte sich das schöpferische Genie Napoleons zur Geltung gebracht, dessen ganze Größe erst dann hervortritt, wenn man bedenkt, was die Revolutionsarmeen bisher geleistet hatten. Ihre Erfolge hatten sie wesentlich der Uneinigkeit der Verbündeten zu danken gehabt. Eigentliche Offensivkraft im großen, die Fähigkeit, den Feind im eignen Lande aufzusuchen und dort dauernde Erfolge zu erringen, hatten sie nicht gezeigt. Die Niederlande hatte ihnen die österreichische Politik schließlich halb freiwillig preisgegeben. Die Beweglichkeit der französischen Armeen war durch den Wegfall des Trosses, mit dem sich die alten Armeen beluden, sowie die Gliederung in gemischte Divisionen aus allen Waffen wesentlich erhöht worden; diese Einrichtung aber führte bei den ungeübten Führern auch wieder zur Zersplitterung der Kräfte, zu übertrieben großen Ausdehnungen und somit zu rein frontalen, entscheidungslosen Kämpfen. In solchen hatten sich denn auch die Preußen, wo sie am Rhein mit den Republikanern zusammenstießen, diesen durchaus gewachsen gezeigt, und es trug das nicht zum wenigsten dazu bei, den Glauben der Armee an ihre innere Überlegenheit zu befestigen.

Man könnte einwenden, daß Napoleon bis dahin aber doch der Welt genugsam Gelegenheit gegeben hatte, seine Feldherrneigenschaften und die neuen Antriebe in der Kriegführung, die von ihm ausgingen, zu erkennen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß er seine Erfolge von 1796 und

1800 in Italien, so glänzend sie waren, doch nur an der Spitze von verhältnismäßig kleinen Armeen gegen ebensolche auf einem entsprechend beschränkten Kriegsschauplatz errungen hatte. Der Charakter der neuern Kriegsführung offenbarte sich recht eigentlich erst im Jahre 1805. Hier finden wir zuerst unsere modernen großen Schlachtenkörper in den aus mehreren Divisionen bestehenden Armeekorps und den Kavalleriedivisionen, deren Masse Napoleon, bei voller Wahrung der Flüssigkeit der Organisation, in das große Korps der Kavalleriereserve zusammenfaßte. Damit war unter Beibehalt der vollen Beweglichkeit, die die Armeen der Republik ausgezeichnet hatte, bei geschickter Führung der Zusammenhalt der Massen und deren Einsatz an der entscheidenden Stelle ermöglicht.

Schon diese Organisation verlieh Napoleon ein großes Übergewicht wie 1805 den Österreichern, so 1806 den Preußen gegenüber, da diese noch an der alten starren linearen Kampfform festhielten. Wohl bestand sie nicht mehr unbedingt, vielmehr hatte die Fechtweise der Franzosen auch ihre Gegner gezwungen, sich mehrfach zu teilen. Diese suchten dem aber durch Entsendungen zu entsprechen, gaben damit ihre Kräfte zum Teil aus der Hand und büßten das Schlagartige ein, das die alte Taktik der eng geschlossen gehaltenen Armee an sich gehabt hatte, ohne den Vorteil organisch gegliederter Schlachtenkörper dafür einzutauschen. Allerdings war auch bei der preussischen Armee eine Einteilung in gemischte Divisionen getroffen, sie konnte sich jedoch, da sie erst während des Aufmarsches in Thüringen vorgenommen wurde, nicht mehr einleben. Die Generale waren in der Führung dieser großen Schlachtenkörper nicht geübt, und solche hatten nebenbei den Nachteil, daß die zahlreiche und tüchtige Kavallerie auf die einzelnen Divisionen zerpfittert wurde.

Nicht nur auf diesem Gebiete waren jedoch die Preußen ihren Gegnern unterlegen. Ihre Führer waren — und das ist durchaus natürlich — noch völlig befangen in den Vorstellungen der gelehrten Strategie, wie sie nach dem Siebenjährigen Kriege aufgekomen war, die sich in selbstgefälligen Theorien voll mathematischer Abstraktionen sowie gekünstelter Überschätzung des Geländes erging und darüber den Blick für das Einfache und Natürliche, das allein im Kriege Wert hat, verlor. Bei den Franzosen aber hatte die langjährige Kriegspraxis in hohem Maße die Fähigkeit entwickelt, sich mit Schwierigkeiten aller Art abzufinden. Sie verstanden es, sich geschickt dem Gelände anzupassen, sie waren an rasche Entwicklungen, wie sie der Bewegungskrieg fordert, gewöhnt. Abgesehen von der Anwendung der Kolonnen auch im Gefecht, war aber die niedere Taktik bei den Franzosen der preussischen keineswegs so sehr überlegen, wie es meist dargestellt worden ist. Gewiß, ihre Tirailleurs waren den schwerfälligen geschlossenen Linien der Preußen sehr lästig, das Schützengefecht wurde bei der Masse der preussischen Truppen zu wenig angewandt, aber entscheidend war das auf dem Schlachtfelde nicht. Man muß sich immer vorhalten, daß das Plänklerfeuer zur Zeit des glatten

Vorderladergewehr kein Schützengesecht im heutigen Sinne war, in dem die Schlachten durchgefochten werden. Bei vermehrter Energie auf der preußischen Seite wäre sowohl bei Bierzehnheiligen als bei Muerstedt sehr wohl noch ein augenblicklicher Erfolg zu erringen gewesen. Man denke nur an den Siebenjährigen Krieg, an die Erstürmung des Dorfes Leuthen durch Möllendorff.

Auch die Bewaffnung war 1806 auf beiden Seiten fast gleich. Die Ursache der napoleonischen Siege lag sonach nicht auf diesem Gebiet, auf dem in den Kriegen der neuesten Zeit weit häufiger große Unterschiede zwischen den Gegnern zu verzeichnen gewesen sind. Im Jahre 1859 in Oberitalien verfügten die Österreicher über ein dem französischen überlegenes Gewehr, die Franzosen führten jedoch schon gezogene Geschütze, die Österreicher noch glatte. Im Jahre 1866 war dagegen die österreichische Artillerie mit ihren durchweg gezogenen Rohren gegenüber der erst zum Teil mit solchen ausgestatteten preußischen sehr im Vorteil. Dafür zeigte sich auf den böhmischen Gefechtsfeldern zuerst der große Vorteil des Hinterladergewehrs, so wenig das damalige preußische Zündnadelgewehr auch heutigen Anforderungen an eine gute Infanteriewaffe entsprach. Wenn sich das Zündnadelfeuer als so verheerend erwies, so hat dabei freilich die österreichische Taktik nicht unwesentlich mitgesprochen. Die Erfolge, die den Franzosen 1859, begünstigt durch die Beschaffenheit des oberitalienischen Kriegsschauplatzes, im ungestümen Draufgehn zugefallen waren, hatten auf der österreichischen Seite zur Annahme einer vollkommenen Stoßtaktik geführt. Ihre dichten Kolonnenangriffe brachen dann 1866 sämtlich im Feuer der preußischen Hinterladergewehre zusammen, sodaß der nach der Schlacht von Königgrätz im preußischen großen Hauptquartier als Parlamentär eintreffende Feldmarschallleutnant von Gablenz äußerte: „Wer einmal im Feuer gegen euer Zündnadelgewehr gewesen, ist nicht wieder hineinzubringen.“ Und derselbe tapfere General mußte noch drei Wochen nach der Niederlage bekennen, daß sein inzwischen völlig ausgeruhtes Korps wohl noch in der Verteidigung zu brauchen sein würde, daß ihm aber jede Offensivkraft fehle. Umgekehrt hat die preußische und mit ihr die gesamte deutsche Infanterie 1870/71 zu empfinden gehabt, was es bedeutet, mit einem unterlegnen Gewehr von geringer Schußweite gegen ein an Ladeschnelligkeit und Tragweite überlegenes zu fechten. Zu ihrem Glück glich die bessere Artilleriebewaffnung und deren bessere Verwendung auf der deutschen Seite den schweren Nachteil wenigstens zum Teil aus.

In allen diesen Kriegen hat die Bewaffnung wesentlich mitgesprochen, und es wäre ein schwerer Fehler, wollte man den Einfluß, den die Technik in unsrer Zeit auf die Kriegführung gewonnen hat, unterschätzen, aber den Ausschlag geben doch andre Dinge. Das hat noch jüngst der russisch-japanische Krieg, in dem die Mittel moderner Technik in weitem Maße Anwendung fanden, schlagend bewiesen. Wie zu König Friedrichs und Napoleons Zeit entscheiden noch heute: die Güte der Organisation des Heeres, das Geschick der Führung und vor allem die moralischen Eigenschaften in Volk und

Heer. Diese Mittel sind das eigentlich Bleibende einer erfolgreichen Kriegführung. Clausewitz sagt (Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch, 3. Kapitel B): „Jede Zeit hat ihre eignen Kriege, ihre eignen beschränkenden Bedingungen, ihre eigne Befangenheit“, und an anderer Stelle (Vom Kriege, 2. Buch, 3. Kapitel): „Der Krieg ist ein Akt des menschlichen Verkehrs, er gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst.“ Solche Konflikte großer Interessen sind im Laufe der Zeiten aus sehr verschiedenen Anlässen entstanden und haben sich dementsprechend sehr verschiedenartig geäußert. Auf die Kabinettskriege des achtzehnten Jahrhunderts folgten solche, die vorzugsweise in nationalen Ausdehnungsbestrebungen und in ihrer Abwehr sowie in dem Streben nach nationaler Einigung ihren Grund hatten. An ihre Stelle traten in der neuesten Zeit Kriege, in denen die nationalen Leidenschaften durch das Vorhandensein wirtschaftlicher Gegensätze entflammt waren. Schon der große amerikanische Sezessionskrieg hatte seine eigentliche Wurzel in dem wirtschaftlichen Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden der Union. Die Frage der Sklavenemanzipation diente nur als Aushängeschild. Will man darum das Bleibende und Vergängliche in der Führung eines einzelnen Krieges richtig würdigen, so muß man, um mit Clausewitz an der zuerst angeführten Stelle zu sprechen, „die Begebenheiten jeder Zeit mit Rücksicht auf ihre Eigentümlichkeiten beurteilen, und nur der, welcher nicht sowohl durch ein ängstliches Studium aller kleinen Verhältnisse als durch einen treffenden Blick auf die großen sich in jede Zeit versetzt, ist imstande, die Feldherren derselben zu verstehen und zu würdigen“.

Darum müssen wir uns hüten, nicht durch „ein ängstliches Studium aller kleinen Verhältnisse“ des Krieges in der Mandschurei falsche Schlüsse aus dem eigentümlichen Verlauf dieses Krieges, der sich als ein fortgesetzter großer Stellungskampf kennzeichnet, auf den voraussichtlichen Verlauf künftiger europäischer Kriege zu ziehen. Es gilt das auch für die Bedeutung, die der Seemacht in einem solchen zukommen wird. Daß sie in dem Kampfe um die Vorherrschaft in Ostasien von ausschlaggebender Bedeutung war, ergab sich einfach daraus, daß die Operationen zu Lande von Japan nur durchführbar waren, solange es die unbefrundene Herrschaft zur See besaß, und daß andererseits die Vernichtung seiner letzten Flotte den Kampf für Rußland im Grunde gegenstandslos machte, denn die Vorherrschaft in Ostasien war ohne Seegeltung nicht aufrecht zu erhalten. Gewiß ist jeder Staat, der Welthandel treibt, und der eine Weltmachtstellung erstrebt, zu einer Achtung gebietenden Rüstung zur See genötigt; er darf auf diesem Gebiet nicht völlig ausscheiden; aber nur England ist vermöge seiner besondern Verhältnisse in der Lage, fast allein seiner Flottenrüstung zu vertrauen. Ganz abgesehen von der Möglichkeit, daß für die übrigen europäischen Großmächte immer Verwicklungen rein kontinentaler Natur eintreten können, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß überseeische Interessengegen-

sätze auf europäischem Boden ausgetragen werden. Wenn schon der Siebenjährige Krieg, so sehr er seinen Ursprung von dem Gegensatze zwischen Preußen und Österreich nahm, doch eigentlich dadurch angefacht wurde, daß die Funken des englisch-französischen Seekrieges um Amerika nach Europa übersprangen, wie viel eher lassen sich ähnliche Lagen zu unsrer Zeit denken, wo uns auch die fernsten Länder so viel näher gerückt sind, sodaß ein Torpedoschuß, der in einer Winternacht vor Port Arthur abgefeuert wurde, sich in allen Zentren des europäischen Verkehrs fühlbar machte.

Weder in der Bedeutung der Seemacht noch in den Formen des Landkrieges scheint uns sonach der russisch-japanische Krieg eine neue Ära in der Kriegführung zu eröffnen. Die Grundsätze Napoleons, die Moltke fortentwickelt hat, behalten nach wie vor ihre Geltung, nur bedürfen sie der Anpassung an die Stärkeverhältnisse heutiger Heere und an die Wirkung heutiger Feuerwaffen. Dieselben Grundbedingungen des Erfolges wie im Kriege 1806 sind auch noch heute maßgebend. Zwar ein Genie wie Napoleon können wir nicht züchten, aber auch hier gilt ein Wort von Clausewitz: „Was das Genie tut, muß gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts besseres tun, als zu zeigen, wie und warum es so ist.“ (Vom Kriege, 2. Buch, 2. Kapitel.) Moltke aber äußerte 1862 (Der italienische Feldzug des Jahres 1859): „Es gibt Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat. In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirats nicht entbehren wollen. Dieser kann sehr wohl das Resultat gemeinsamer Erwägung einer kleinern oder größern Zahl von Männern sein, deren Bildung und Erfahrung sie vorzugsweise zu einer richtigen Beurteilung befähigt.“

Nach diesem Grundsatz ist der Feldmarschall auch später im Kriege verfahren. Er war sich bewußt, daß sich in den großen Heeren unsrer Zeit die Einheit des leitenden Gedankens nur bei voller Wahrung der Selbständigkeit der Unterführer durchsetzen ließ. Diesen Schritt hat Napoleon nicht getan, und daran ist er mit gescheitert. Armeen von der Größe, wie er sie 1812 und 1813 im Felde stehn hatte, ließen sich von einer Stelle nicht mehr leiten. Auch dem Genie ist hier eine Grenze seines unmittelbaren Einflusses gesetzt. Nur mittelbar vermag die oberste Heeresleitung einzuwirken, und dafür, daß sie das mit Erfolg kann, bürgt allein eine einheitliche tüchtige Schulung der Stäbe, ein Durchdringen aller Führerstellen mit derselben gesunden und großen Anschauung vom Kriege, wie sie die Japaner nach ihrem eignen Geständnis von uns entlehnt und nach unsrer Art zur Geltung gebracht haben.

Ein Geschlecht, das sich solchen gesunden Anschauungen abgewandt hatte, das, wie es 1806 der Fall war, um mit Fichte zu sprechen, „den wahrhaftigen Krieg“ verlernt hatte, mußte unterliegen. „Vielsach haben die Zeitgenossen — sagt General von der Goltz (a. a. O. S. 7. 8) — die Schuld an der

Niederlage lediglich den Befehlshabern aufbürden wollen. Man spricht so oft von den tüchtigen Heeren, die nur schlecht geführt waren. Das mag zutreffen unter Verhältnissen, wo im ganzen Heerwesen ein ursprünglicher Naturalismus herrscht, also bei wilden oder halbwilden Völkern. Dort kann eine angeborene Tapferkeit von fehlerhafter oder verständnisloser Leitung falsch verwandt werden. Nicht so bei Kulturstaaten. Dieselben Kräfte, die hier gute Truppen heranbilden, bringen auch brauchbare Führer an die Spitze. Das eine ist ohne das andre nicht zu denken. Das Genie macht wohl insofern eine Ausnahme, als es auch mit schlechten Mitteln Bedeutendes zu leisten versteht. Im allgemeinen aber darf die Regel gelten, daß eine gute Armee und gute Führung etwas Unzertrennliches sind, und daß sich die Verantwortlichkeit des einen Teils von der des andern nicht sondern läßt."

In der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, wo im Kriege die Armee das Volk in Waffen darstellt, aber möge die ganze Nation der Worte von Clausewitz eingedenk sein, die General von der Goltz als Motto seinem Buche voranstellt, und die demnächst auf dem Breslauer Clausewitzdenkmal ihren Platz finden werden: „Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben."



Die Geschäftsordnung des englischen Parlaments

2



Das Unterhaus gibt seine Willensmeinung kund in Orders und Resolutions. Die Resolution wird durch die Zustimmung des Oberhauses Gesetz (Act of Parliament). Die Zustimmung des Königs ist selbstverständlich und reine Form. Das Oberhaus hat nur noch die Macht, durch Verweigerung seiner Zustimmung zu hemmen, seitdem, wie Redlich es ausdrückt, die Whigoligarchie, nachdem sie in der zweiten Revolution eine neue Dynastie eingesetzt hatte, es zweckmäßig gefunden habe, ihre politische Macht nicht im Oberhause, sondern im House of Commons zu betätigen). Durch die Gesetze, die das Haus auf diese Weise erläßt, wirkt es nach außen. Orders, Befehle, erteilt es seinen Mitgliedern, seinen Kommissionen und sich selbst zu dem Zwecke, den Geschäftsgang so zu ordnen, daß es seine Arbeit ungestört und glatt zu verrichten vermag. Die Orders sind teils Sessional Orders, die für die eröffnete Sitzung Komitees einsetzen, den Termin von Nachwahlen anordnen usw., teils Orders of the day, die das Arbeitspensum des Tages bestimmen, teils Standing Orders, die für alle Zukunft gelten, so lange sie nicht abgeändert werden. Die bei verschiedenen